

keit bibliographischer Angaben wird von Bibliothekaren immer wieder betont – zu recht: Ungenauigkeiten und Irrtümer in Katalogen und Bibliographien wirken weiter, sie erschweren darüber hinaus bibliographische Recherchen in anderen Bibliotheken, die durch Spezialbibliographien doch eigentlich vereinfacht werden sollten.

Monika Lehner

Annette S. Biener: *Das deutsche Pachtgebiet Tsingtau in Schantung 1897–1914: Institutioneller Wandel durch Kolonialisierung*. Studien und Quellen zur Geschichte Schantungs und Tsingtaus Heft 6. Herausgegeben von Prof. Dr. W. Matzat. Bonn: Selbstverlag des Herausgebers, 2001. 377 + XXI S. mit Illustrationen. ISBN 3-924603-05-7. € 27,00

Was lernen zwei Systeme voneinander, die durch die Einrichtung eines „Pachtgebietes“ in plötzliche Nachbarschaft geraten sind? Wie verändern die Erfahrungen mit dem jeweils anderen eigene Strukturen und Institutionen, gar die eigene Kultur? Dies sind Fragen, denen Annette Biener in ihrer Dissertation zur Entwicklung des deutschen Pachtgebietes und der Provinz Shandong nachgeht. Sie konnte dabei erstmals auf deutschen Forschern bisher nicht verfügbares Aktenmaterial aus Qingdaoer Archiven zurückgreifen und hat ihre Arbeit durch Interviews mit chinesischen und deutschen Zeitzeugen ergänzt. Wie Biener in ihrer Einleitung zur Quellenlage anschaulich schildert, haben wir es hier gewissermaßen mit Rassen- und Völkertrennung auf zwei Ebenen zu tun: Vorurteile und Segregation beeinflussten die Erlebniswelt von Chinesen und Deutschen in der Kolonie. Und die gleichen Haltungen begrenzen nach wie vor den Zugang zu historischen Quellen im heutigen China. In beiden Fällen mag Machterhalt und das Bedürfnis nach Sicherheit ausschlaggebend sein.

Bieners Arbeit ist in drei Hauptstücke unterteilt, die in ihren Titeln auf die verschiedenen Zwecke anspielen, die das deutsche Pachtgebiet erfüllen sollte. In „Militärkolonie – die chinesische Provinz zwischen Rebellion und Reform“ beschreibt sie wesentlich die ersten Jahre der Kolonie, von der Machtergreifung zur Verteidigung gegen wirkliche und vermeintliche Feinde in verschiedenen Strafexpeditionen. Aber auch Sicherheitsprobleme späterer Jahre werden hier angesprochen, von Geheimgesellschaften zum Räuberunwesen, das gerade im Zuge der Revolution von 1911 ausgesprochen zunahm. Die militärischen und polizeilichen Einrichtungen, mit denen das deutsche Gouvernement diesen Gefahren begegnete, stehen im Zentrum dieses Abschnitts. Hier kann Biener sehr überzeugend nachweisen, daß Lernen und Akkomodation gegenseitig war. Am Beispiel der „Chinesenkompanie“ zeigt sie, daß die Pachtgebietsregierung ihren Plan, chinesische Rekruten nach deutschen Vorstellungen zu trainieren und zu kasernieren, aufgeben mußte. Einerseits war es unmöglich, die Soldaten daran zu hindern, nach traditionell-chinesischer Soldatenmanier von ihren Landsleuten Abgaben zu erpressen. Andererseits desertierte fast die Hälfte der Kompanie schon nach wenigen Monaten. Neben Problemen mit deutschen Trainingsmethoden mag vor allem mangelnde Flexibilität in der Gewährung von Familienurlaub dazu beigetragen haben. Das Gouvernement war in der Lage, die Reste der Kompanie in die weniger rigide organisierte „Chinesenpolizei“ zu integrieren, die sich als sehr effektives Mittel zur Aufrechterhaltung der Ordnung erwies. Zwei Entwicklungen zeigen, daß man andererseits auf chinesischer Seite die verhältnismäßig große öffentliche Sicherheit in der Kolonie zu schätzen wußte. Verschiedene Bezirke Shandongs richteten nach 1905 Polizeitruppen nach Tsingtauer Muster ein. Nach 1911 wurde die deutsche Kolonie zum Ziel vieler ehema-

liger chinesischer Würdenträger, die nach der Revolution um ihr Leben bangten – ein ganz entschiedenes Votum für das deutsche Sicherheitssystem.

Das zweite Hauptstück gibt unter der Überschrift „Handelskolonie – die chinesische Provinz zwischen Tradition und Fortschritt“ eine Fülle von Informationen zur Entwicklung von Wirtschaft und Infrastruktur im Pachtgebiet und zu ihrem Einfluß auf die Umgebung. Biener beginnt mit einer Darstellung der Grundlagen: der berühmten von Wilhelm Schrammeier begründeten Landordnung, der Entscheidung für separate und in ihrer Struktur sehr verschiedene Wohnviertel für Europäer und Chinesen und mit dem im Endeffekt ausgesprochen erfolgreichen Aufforstungsprogramm. Letzteres stieß zunächst auf erheblichen Widerstand in der chinesischen Bevölkerung, da es traditionellen chinesischen Praktiken widersprach. Biener gibt hier ein sehr interessantes Beispiel für deutsche Versuche, die chinesischen Einwohner zur Kooperation zu bewegen. Der kaiserliche Bezirksamtmann Michelsen (Bezirksamt Licun) verband sein Verbot des Bäumeffällens mit einem Zitat aus dem Buch Mencius: „Wenn Ihr nur wenige Jahre wartet, werdet Ihr jedes Jahr Bäume fällen können, und es wird sein, wie Mencius sagt: ‚Dringen Axt und Beil zur richtigen Zeit in die Wälder ein, so wird Bauholz im Überfluß da sein.‘“ (Biener 108). Ob Menciuszitate oder Polizeipräsenz entscheidend waren – jedenfalls wurde der Forstbestand der Kolonie zum Vorbild weit über die Provinz Shandong hinaus.

Im sich anschließenden Teil zu „Handel, Gewerbe, Kaufmannschaft und Gilden“ weist Biener mit viel interessanten Details zu Arbeitsverträgen und verschiedenen Firmengründungen nach, daß deutsche Wirtschaftsjahrprojekte mit Ausnahme von Eisenbahn, Brauerei und – mit Einschränkungen – Kohlenabbau nicht sehr erfolgreich waren: „Die Kolonie war wie ein Motor, der ein Perpetuum Mobile in Gang setzte und bald abstarb, während das angekurbelte System sich verselbständigte und zielstrebig davoneilte.“ (Biener 207).

Das folgende Kapitel beschäftigt sich mit der Zollpolitik. Hier gibt es neben einer sehr guten Darstellung der Spannungen zwischen dem von Ohlmer repräsentierten chinesischen Seezollamt und dem langjährigen Gouverneur Truppel auch Details zur Opiumpolitik des deutschen Gouvernements. Das Gouvernement suchte, den Opiumgenuß durch ein System von Verordnungen und Gebühren zu kontrollieren. Ab 1909 stand es in seinen Maßnahmen weit hinter der radikalen Anti-Opiumpolitik u.a. der Provinz Shandong zurück. Erst auf eine Eingabe der ehemaligen chinesischen Würdenträger und Revolutionsflüchtlinge hin entschloß sich das Gouvernement endlich zum Schließen der letzten Opiumschänken. In ihrer Bewertung der im Pachtgebiet erhobenen Steuern und Gebühren schließt Biener sich dem Urteil Dirk A. Seelemans an, daß die faire Eintreibung der Steuern und insgesamt ein transparentes System von Abgaben sich für sämtliche Einwohner positiv ausgewirkt habe. (Biener 163).

Dieser zweite Abschnitt der Arbeit bietet außerdem gesonderte Information zu Veränderungen in der Infrastruktur als Resultat der deutschen Besetzung, von der Eisenbahn über das Straßennetz und traditionelle chinesische und moderne westliche Verkehrsmittel bis hin zum ersten Flugzeug in Tsingtau, Franz Ostern Rumpfer Taube, die während der Verteidigung der Kolonie gegen die Japaner militärischen Einsatz fand. Mit viel Liebe zum Detail und zugleich präzise in der Dokumentation stellt die Verfasserin immer wieder die enorme Distanz zwischen Deutschen, die Leserbriefe zu mangelnder Straßenbeleuchtung schrieben oder auch seitenlange Regeln und Verordnungsblätter verfaßten, und ihren chinesischen Mitbürgern heraus, die keinerlei Interesse an einer Verbesserung der Wege zeigten, auch wenn ganze Straßen für

Wochen im Morast versanken. Besonders vergnüglich ist in diesem Abschnitt Bieners Schilderung des (gescheiterten) Fluges von Franz Osterns Rumpfler Taube nach Jinan und der dazugehörigen diplomatischen Verwicklungen. (Biener 181f).

Der letzte Teil dieses zweiten Abschnitts widmet sich der Kommunikation zwischen Deutschen und Chinesen, dem Pidgin-Deutsch, Höflichkeitsformen, dem „Squeeze“-System und den (vergeblichen) Versuchen des Shandong-Gouverneurs Yang Shixiang, dasselbe abzuschaffen. Hier bringt Biener auch ein Beispiel dafür, daß das deutsche Gouvernement sich in manchen Fragen durchaus nicht chinesischen Bedürfnissen anzupassen vermochte: In den Schulen im Pachtgebiet blieb Deutsch weithin die einzige Fremdsprache, obwohl nicht nur chinesische Studenten, sondern sogar die deutsche Kaufmannschaft ein dringendes Interesse am Englischunterricht zum Ausdruck brachten. (Biener 186-88).

Das dritte Hauptstück der Arbeit steht unter dem Titel „Modellkolonie – die chinesische Provinz zwischen Konfuzianismus und Moderne“. Es bietet zunächst eine Einführung in den Verwaltungsapparat der Kolonie und widmet sich dann den Themen „Recht und Kriminalität“, „Gesundheitspolitik“, „Bildungspolitik“ und „Gesellschaftsleben“. Das Thema institutionellen Wandels wird hier in verschiedenen Beispielen wieder aufgenommen. Besonders glücklich ist Bieners Darstellung zum Schicksal des „Chinesischen Komitees“, eines von der deutschen Verwaltung gewählten Gremiums von Vertretern der chinesischen Elite. Dieses Komitee sollte parallel zu dem die deutsche Bürgerschaft vertretenden „Gouvernementsrat“ der Verwaltung beratend zur Seite stehen und eventuell zwischen chinesischen Einwohnern und dem Chinesenkommissar vermitteln. Wie bei der Chinesenkompanie mußte das Gouvernement auch hier einsehen, daß diese „deutsch gedachte“ Einrichtung chinesischen Gebräuchen zu wenig entsprach, um ihre Aufgabe erfüllen zu können. Das willkürlich zusammengesetzte Komitee schien allein darin zu kooperieren, bei der Registratur neuer Mitbürger fällige Gebühren zu unterschlagen. Das traditionelle landsmannschaftliche Gildensystem und eine chinesische Handelskammer ersetzten schließlich das Chinesenkomitee.

Im Abschnitt zur Gesundheitspolitik zeichnet Biener nach, wie die erfolgreiche Quarantäne des Pachtgebietes anläßlich des Ausbruches der Lungenpest 1910 die Verwaltung der Provinz Shandong nachhaltig beeindruckte. Dreitausend Menschen aus der Provinz Shandong erlagen dieser Epidemie, die von den zum Frühlingsfest heimreisenden Wanderarbeitern aus der Mandchurei eingeschleppt worden war. (Die Bahn sorgte für eine ungewöhnlich hohe Ansteckungsgefahr und schnelle Ausbreitung).

Die Tatsache, daß es im Pachtgebiet zu keinem einzigen Todesfall gekommen war, überzeugte die Provinzverwaltung davon, daß die so oft als Schikane empfundenen deutschen Hygienevorschriften, die ohne Ansicht der Person erfüllt wurden, durchaus ihre Meriten hatten. Biener erwähnt in diesem Abschnitt auch die medizinischen Einrichtungen der deutschen Missionen. Leider verweist sie nicht auf Entwicklungen in den Einrichtungen des Protestantischen Missionsvereins, die im institutionellen Voneinander-Lernen sozusagen eine Gegenbewegung zur Verwestlichung in der chinesischen Medizin darstellen: Richard Wilhelm weigerte sich, in der Poliklinik in Gaomi deutsche Hygienepraktiken durchzusetzen, was den dort visitierenden Marine-Oberarzt ausgesprochen vexierte, der beobachtet hatte, wie sich Operateur Li Benjing im Zuge einer Operation in den Ärmel schneuzte. Wilhelm argumentierte, daß es besser sei, eine weniger hygienische Klinik zu haben, die tatsächlich von den Chinesen aufgesucht werde, als eine deutschen Standards entsprechende Einrichtung, von der sich die Chinesen aus Angst vor Zwangsmaßnahmen fernhalten wür-

den. Noch interessanter war ein Plan, der auf eine Initiative der chinesischen Oberschicht zurückging und zur Zeit des Ausbruches des Ersten Weltkrieges kurz vor der Realisierung stand: ein nach Dr. med. Richard Wunsch benanntes Krankenhaus, in dem wohlhabende Chinesen wahlweise mit westlichen oder chinesischen Methoden behandelt werden sollten. Sehr verdienstvoll ist dagegen Bieners ausführliche Behandlung des Themas Prostitution im Pachtgebiet.

Die Abschnitte zu „Recht und Kriminalität“, „Bildungspolitik“ und „Gesellschaftsleben“, in geringerem Maße auch die zum „Regierungssystem“ und zur „Gesundheitspolitik“ deuten auf eine strukturelle Schwäche dieser Arbeit hin: Wer in diesen sehr viel umfassenderen Gebieten den Einfluß des Pachtgebietes auf chinesische Institutionen nachweisen möchte, muß den Gesamtkontext der chinesischen Reformbewegung berücksichtigen und nachweisen können, daß die Impulse tatsächlich von Tsingtau ausgingen und nicht etwa von den Erfahrungen der japanischen Meiji-Reform inspiriert sind, die sehr bewußt die „besten Modelle“ der westlichen Welt miteinander kombinierte. Auch die Möglichkeit unabhängiger chinesischer Entwürfe muß erwogen und gegebenenfalls widerlegt werden. Schließlich war das von Biener sehr pauschal und fast ahistorisch mit dem *Tianxia*-Regierungskonzept aus der chinesischen Frühzeit identifizierte China durchaus in der Lage, in der Mitte des 19. Jahrhunderts mit dem Taiping-Reich ein Regierungssystem von in Teilen geradezu erschütternder Neuartigkeit hervorzubringen. Auch wenn Biener den Einfluß des Christentums mit deutscher Missionstätigkeit identifiziert, muß daran erinnert werden, daß die amerikanischen Presbyterianer in Tsingtau und in der weiteren Umgebung über eine wesentlich größere Zahl von Konvertiten verfügten (etwa das zehnfache der Berliner Mission mit 1914 gut 1000 Getauften). Auch die Schuleinrichtungen amerikanischer und englischer Missionsgesellschaften in Shandong übertrafen die der deutsch-chinesischen Hochschule an Bedeutung, und die Meinungen über deren Wert im Pachtgebiet und die Qualität ihrer Studenten waren ohnehin durchaus geteilt.

Ähnlich problematisch sind Bieners Abschnitte zur „Rolle der Ahnenverehrung“, zu chinesischen Festen und zum Konfuzianismus. Hier beschränkt sich Biener im wesentlichen auf Artikel aus den Tsingtauer Neuesten Nachrichten als Quellenmaterial, auch wenn eine gute Zahl zeitgenössischer Monographien zur Verfügung gestanden hätte. Da Biener in früheren Abschnitten Kenntnisse zum Konfuzianismus im wesentlichen als gegeben voraussetzt (so wird etwa dem oben zitierten Aufruf zur Befolgung der Baumordnung nichts zur Bedeutung des Philosophen Mencius beigefügt), kommt ihre sehr summarische Erläuterung der Philosophie sehr spät (S. 330) und versäumt es, dem eventuell nicht Eingeweihten zu verdeutlichen, was der Status des Konfuzianismus als „Staatsreligion“ eigentlich bedeutete. Überhaupt verdienten Teile dieses dritten Hauptstückes weitere Reflexion, so etwa die Äußerung „Um die Jahrhundertwende lehnte man in Europa von vornherein alles Fremde und Andersartige ab“ (Biener 346), was etwa angesichts des zeitgenössischen *Faibles* für japanische Kunst, oder auch des Erfolges der Bücher Lafcadio Hearn, nur schwer aufrechtzuerhalten ist. Noch überraschender ist Bieners Überlegung: „Doch der Männerüberschuß (auf eine Frau kamen in Tsingtau 1910 statistisch 7,4 Männer) wirft die Frage auf, inwieweit sich der Trend von der Polygamie hin zur Polyandrie verlagert hat.“ (Biener 340). Sehr verdienstvoll ist dagegen Bieners Darstellung zum Problem der Mischehen, besonders angesichts der bis heute recht begrenzten Quellenlage.

Insgesamt handelt es sich bei diesem Buch um eine interessante, frische und unbedingt lesenswerte Untersuchung deutsch-chinesischer Begegnungen in dieser kolonialen Situation. Der Anspruch, die koloniale Begegnung als Impuls institutioneller Veränderungen im Pachtgebiet und in der Provinz Shandong nachzuzeichnen, läßt sich nicht in allen Fällen einlösen, und Biener verzichtet leider auf eine kritische Analyse der Problematik ihres Ansatzes. Aber die detailliert und lebendig gestalteten Berichte zur Entwicklung dieser als einziger vom Reichsmarineamt verwalteten Kolonie sind unbedingt lesenswert und bieten Stoff für weiteres Denken und Forschen. Daß die ihrer Oberhoheit beraubten und damit technisch machtlosen Chinesen mit Flexibilität, Geduld und Energie das Pachtgebiet für sich zu nutzen verstanden, ist eine der tröstlichen Einsichten aus Bieners Arbeit.

Lydia Gerber

Marián Gálík: *Influence, Translation and Parallels. Selected Studies on the Bible in China*. Monumenta Serica Institute, Collectanea Serica. Nettetal: Steyler, 2004. 351 S. ISBN: 3-8050-0489-3. € 48,00

Warum beschäftigt sich Marián Gálík, ausgewiesener Sinologe und Literaturwissenschaftler aus Bratislava, seit vielen Jahren mit der Rezeption der Bibel in China? Der Autor selbst erklärt dies so: „Die Bibel war das erste große Werk der Weltliteratur, mit dem ich in meinem Leben vertraut wurde. Ich las schon seit Kindertagen in der Bibel. Sie war mein ABC.“ Gerade die Verbindung von literaturwissenschaftlicher Analyse und Auseinandersetzung mit religiös-christlichen Themen macht denn auch den seltenen Reiz der hier versammelten Beiträge aus.

Was Gálík immer wieder herausarbeitet, sind die Widersprüche zwischen der spirituellen Basis von Judentum und Christentum einerseits und den ursprünglichen chinesisch-religiösen Lehren andererseits. Den Zusammenstoß verschiedener geistiger Universen hat einst Jacques Gernet bereits in unübertroffener Weise dargestellt: Chinesen sahen in Jesus Christus meist „einen Kriminellen aus einem westlichen Königreich zur Zeit der Han-Dynastie“.<sup>12</sup> Auch die christliche Vorstellung von der Sündhaftigkeit des Menschen ist so ein Konzept, das bis heute in China auf enormes Unverständnis stößt. Um so erstaunlicher, so Gálík, daß die Bibel sich im 20. Jahrhundert in China einer regen Rezeption erfreute. So erschienen allein zwischen 1995 und 2000 in der VR China sechs Bücher über den Einfluß von Bibel und Christentum auf die zeitgenössische chinesische Literatur und Kultur.

Die Autorin Bing Xin (1900–1999), die von 1914 bis 1918 in Peking eine amerikanische Missionsschule besuchte, ist ein prominentes Beispiel für die Rezeption biblischer Themen. Einige ihrer Gedichte sind deutlich von Psalmen inspiriert. Dabei arbeitet Gálík heraus, daß die Dichterin neben christlichen Einflüssen auch aus Schriften von Rabindranath Tagore und buddhistischen Vorstellungen schöpfte. Bing Xin selbst beschrieb ihren Umgang mit Religion einmal als „hen suibian“ – „sehr liberal“, wie Gálík übersetzt – eine Haltung, die typisch erscheint für die gesamte Rezeption von Religionen in China.

Ein weiteres Charakteristikum literarischer Bibelrezeption in China liegt für den Autor in der Schwerpunktsetzung auf moralische Aussagen des Christentums. Gálík schreibt: „Im 20. Jahrhundert wurde Jesus um seiner moralischen Lehren willen bewundert, selbst von Feinden der Religion in China, auch wenn manche ihn für einen Magier, Scharlatan oder Rebellen hiel-

12 Vgl. Jacques Gernet: *China and the Christian Impact: A Conflict of Cultures*, Cambridge 1985, S.200.